

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Siebensechzigster Band.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

1909.

produziert wird (ohne Förderbeschränkung), ist das Ergebnis größer, als der Bedarf fordert. Der Rothausgang über die Grenze darf also nicht gesperrt werden. Eine wirkliche Kohlenknappheit hat sich erst einmal gezeigt (in den Jahren 1907/08); in normalen Jahren produziert Deutschland mehr Kohle, als es braucht. Welche Erfahrungen hat denn England mit dem Kohlenausfuhrzoll gemacht, den der Schatzkanzler Sir Michael Hicks Beach 1901 durchsetzte? Im Jahr 1906 wurde der Zoll wieder aufgehoben. Der Transvaalkrieg hatte die Bilanz aus dem Gleichgewicht gebracht und man mußte neue Einnahmen haben. Der Zoll wurde auf 1 Schilling für die Tonne beziffert. In den Absatzgebieten, die England unbestritten beherrscht, ließ der Export nicht nach; die Preise wurden erhöht und den Zoll hatte der Verbraucher zu tragen. Das war auf den Märkten, die unter internationaler Konkurrenz stehen (Holland, Belgien, Frankreich), nicht möglich. Hier wirkte der Ausfuhrzoll wie eine Prämie zu Gunsten des ausländischen Produzenten. Die britische Ausfuhr ging zurück und die fremden Konkurrenten, besonders Deutschland, gewannen an Boden. Der Zoll wird entweder also auf den Verbraucher abgeladen oder vom Exporteur getragen, der dadurch an Konkurrenzfähigkeit verliert und von den fremden Märkten verdrängt wird.

Die deutsche Industrie, so weit sie auf den Bezug von Kohle (für Koks gilt, mutatis mutandis, natürlich das Selbe) angewiesen ist, hat in erster Linie mit der Abwälzung des Zolls zu rechnen. Am ersten Oktober 1908 sind die Kohlenausfuhrtarife beseitigt worden. Man wollte die Kohlennoth mildern und das Syndikat zu einer weniger harten Preispolitik bestimmen. Nur etwa zehn Prozent der gesammten Ausfuhr sollten getroffen werden; trotzdem wartete man gespannt auf die Wirkung, die diese erste staatliche Korrektur der Syndikatspolitik haben werde. Im Jahr 1908 ist der Export nicht zurückgegangen, sondern gestiegen. Dabei ist zu bedenken, daß die Ausnahmetarife erst seit einem Vierteljahr beseitigt waren und daß vor dem Termin der Aufhebung die Ausfuhr, natürlich besonders stark forciert wurde. Wichtig ist die beträchtliche Steigerung des Kohlenexportes, die wir jetzt sehen. Im April 1909 hob sich die Ausfuhr von Steinkohle um 2,70 Millionen Doppelcentner; besonders viel ging nach Belgien und Holland. Das Syndikat hat nicht nachgegeben und die Wichtigkeit der von England besetzten Märkte (Belgien und Holland) für die deutsche Kohlenindustrie ist erwiesen. Der würde es, wenn man ihr einen Ausfuhrzoll um den Hals legte, ähnlich ergehen wie England nach 1901. Als vor einigen Monaten in Sachsen eine Kohlensteuer vorgeschlagen wurde, waren unter den zahlreichen Gegnern auch Konservative. Und das Industrieland Sachsen würde durch einen Ausfuhrzoll nicht weniger leiden als durch eine Kohlensteuer.

Ein Kohlenausfuhrzoll wäre keine fiskalische Maßregel, die auf wirtschafts- und handelspolitische Faktoren keine Rücksicht nimmt und nicht einmal als Strafmittel gegen das Syndikat zu empfehlen wäre. Deutschland hat auch nicht, wie England vielleicht, mit einer nahen Erschöpfung seiner Kohlenlager zu rechnen und braucht deshalb den Export nicht einzuschränken, um das Land vor Kohlennoth zu schützen. Und wenn unser Ausfuhrzoll vom Ausland mit Exportprämien bekämpft würde? Könnten wir dann noch konkurrieren? Was sollte die deutsche Industrie mit einem embarras de richesse an Kohlen und Koks anfangen, wenn die Konjunktur ihr nicht die Möglichkeit bietet, alles Brennmaterial zu verwenden? Dann liegt das Geld unfruchtbar auf den Halben; und wir haben auch heute noch immer nicht so viel, daß wir uns den Luxus solcher Trockenlegung von Betriebskapital leisten dürfen. Adon.



Berlin, den 19. Juni 1909.

## Holstein.

II.\*)

- Goethe: Es gab eine Zeit, wo das Studium der Naturgeschichte noch so weit zurück war, daß man die Meinung allgemein verbreitet fand, der Kukuf sei nur im Sommer ein Kukuf, im Winter aber ein Raubvogel.
- Eckermann: Diese Ansicht existiert im Volke auch jetzt noch. Man gebraucht den guten Vogel als das Gleichniß des schändlichsten Undankes. Ich kenne Leute, die sich diese Absurditäten durchaus nicht ausreden lassen und die daran so fest hängen wie an irgendeinem Artikel ihres christlichen Glaubens.
- Goethe: Die Herren Ornithologen sind wahrscheinlich froh, wenn sie irgendeinen eigenthümlichen Vogel nur einigermaßen schießlich untergebracht haben; wogegen aber die Natur ihr freies Spiel treibt und sich um die von beschränkten Menschen gemachten Fächer wenig kümmert.
- Eckermann: Der Kukuf ist ein Vogel für sich, mit so scharf ausgeprägter Individualität wie einer. Wir wissen von ihm, daß er nicht selbst brütet, sondern sein Ei in das Nest irgendeines anderen Vogels legt.
- Goethe: Alles, was ich über ihn gehört habe, giebt mir für diesen merkwürdigen Vogel ein großes Interesse. Er ist eine höchst problematische Natur, ein offenes Geheimniß, aber trotzdem schwer zu lösen, weil es so offenbar ist. Bei wie vielen Dingen finden wir uns in dem selben Fall!

**N**or drei Jahren hatte ich zum ersten Mal ausführlich über Holstein geschrieben (der im Lenz, mit den Brillanten zum Rothem Adler, verabschiedet worden war). Ihn der Grauen Eminenz verglichen, Herrn François le Clerc du Tremblay, den die Geschichte als Vater Joseph kennt und der im Dunkeln fünf-

\*) S. „Zukunft“ vom zwölften Juni 1909.

## Rainer Maria Rilke.

Ich kenne Rilke seit seinem ersten Buch, seit seinen „Larenopfern“, kenne seinen ganzen Weg; aber nun sehe ich auch sein Ziel. Er ist für uns, die nach ihm kamen, der größte Verführer gewesen, größer noch als Hofmannsthal. Doch nur in seinen früheren Büchern, als seinem süßen Silbenfall noch eine Manier eigen war. Nur die Manier ist gefährlich, nicht die ausgeglichene Kunstanschauung; nur die Einseitigkeit, nicht die Harmonie; Seine, nicht Goethe. Jetzt hat er seine Manier, all dieses erklünstelte Affoniren und Alliteriren, abgethan und kann Führer sein, nicht Verführer nur. Gewiß hat ihn gerade seine Manier erst der Erkenntniß seines Zieles nähergebracht, wie ja jede Einseitigkeit, Uebertreibung in der Kunst von Nutzen sein kann, wenn man in ihr nicht befangen bleibt. Das Wesen seiner Kunst ist nun klar enthüllt.

Noch vor zwei, drei Jahren hätte ich darauf geschworen, daß in der Lyrik der musikalische Gehalt Alles sei. Wie Verlaine darauf schwor. Gedichte waren mir nichts als musikalische Formeln in Worten. Kunst-fürs Dhr. Kunst für metaphysische Bedürfnisse. Jeder Vers Rilkes bestätigte Das. Jeder seiner Verse war ein Bogenstrich auf zart sordinirter, melancholisch tönender Geige. Worte, Begriffe, die ihre Sachlichkeit abzulegen schienen, die sich in Melodien verflüchtigten, ganz in Musik auflösten. Diese Kunst bedurfte eines nur engen Reiches. Die Sehnsucht und der Stolz der Mädchen Königinnen, die Demuth der Engel, die Schmerzlosigkeit Mariae. Nicht auf die Weite des Umkreises kam es an, sondern auf die Fülle der musikalischen Variationen, auf immer neuen Schmelz der Laute.

In den letzten Büchern Rilkes ist nun eine vollständige Wandlung. Diese letzten Bücher haben mich überzeugt, daß die Lyrik eben so Wirkungen der Malerei, ja, der Plastik wie der Musik zu erreichen vermag. Ihre geistigen, sensuellen Wirkungen. Daß sie das Wort als Material wie Thon oder Marmor oder wie Stift und Farbe behandeln, aus dem Wort nicht nur musikalische Nuancen, sondern Reflexe des Lichtes und der Bewegung locken kann.

Solche Kunst hat Können zur Voraussetzung. Unbewußtheit, Intuition genügt solchem Gelingen nicht. Solche Kunst will Vertrautheit mit allen Kräften der Sprache, mit allen ihren Schlichen und Feinheiten, mit allen ihren Zwischen- und Untertönen, allen ihren Deutigkeiten und Raffinements. Will technische Meisterschaft als Voraussetzung, unbegrenzte Beherrschung des Materials. Sie versagt sich dem Dilettanten ganz, der in der Lyrik sich bisher ohne Schranken tummeln konnte, weil Ueberschwang allein schon als Poesie galt. Ihre Strenge, ihre Vollkommenheit, ihre Souveraineté wehrt ihn ab. Sie will erarbeitet sein. Der Ernst, mit dem Rilke mir erzählte, wie er im Jardin des Plantes ein Thier betrachtet, wie er täglich zu ihm zurückkehrt und es anschaut, um

das Bild in all seiner unmittelbaren Lebendigkeit, in knappsten und kennzeichnendsten Zügen zu bannen, dieser Ernst des arbeitenden, knetenden, meißelnden, formenden Künstlers ist mir unvergeßlich.

Die Lyrik kehrt hier wieder zur Sachlichkeit zurück. Sie hat seit Langem nichts als Reflexe wiedergegeben. Gefühls- und Gedankenreflexe. Die Dinge waren nur Anreger. Die Stimmungen, die sie dem Dichter mittheilten, die Gemüthszustände, in die sie ihn versetzten, waren die Hauptsache. Die Lyrik ist die subjektivste der Künste: und die Dichter verhüllten die Dinge mit ihrer Persönlichkeit, mit ihrer Subjektivität, daß man nur die Gegenwart der Dinge ahnte, ihren Duft nur witterte, ihr Leuchten nur schimmern sah; aber man schaute sie nicht. Nicht die Natur sah man durch ein Temperament, denn Natur und Temperament hatten die Rollen vertauscht: die Natur war ein Transparent geworden, durch dessen vernebelte Scheiben man das Temperament sah. Die Dinge sprachen nicht direkt aus den Versen, traten aus ihnen nicht unmittelbar hervor. Man verwechselte Sachlichkeit mit Nüchternheit und fürchtete sie.

Den Schleier, der auf den Dingen lag, hat Rilke gehoben. Wie die malenden Impressionisten nähert er sich der immer bewegten Natur. Sie ist nackt wie Gott. Ihre Erscheinungen selbst, nicht die Zustände, die sie auflösen, sucht er einzufangen. Nicht das Subjekt: das Objekt rückt er in das Licht. Wird seine Kunst dadurch etwa unpersönlich? Hier erlebt man das ewig Geltende: wo die Persönlichkeit vorhanden ist, verleugnet sie sich niemals in ihren Schöpfungen. Rilkes stilistische Struktur, die Wahl seiner Vergleiche, das Uebergleiten der Verse, das Aufklingen der Reime wird man nicht verkennen. Besonders seine Anschaulichkeit nicht.

Im Jardin du Luxembourg hat er „Das Karouffell“ gedichtet. Ein Karouffell, das sich dreht und kreist; nichts mehr. Auf einem Hirsch ein kleines Mädchen, auf einem Löwen ein Junge, auf schaukelnden Pferden größere Mädchen; „und dann und wann ein weißer Elefant“.

„Ein Roth, ein Grün, ein Grau vorbeigesendet,  
ein kleines, kaum begonnenes Profil.

Und manches Mal ein Lächeln hergewendet  
an dieses athemlose blinde Spiel.“

Nichts mehr. Und doch kommt mir vor, als wäre nie ein pariserisches Gedicht geschrieben worden. Man weiß: da ist ein ganz bestimmtes Karouffell. Und es steht in der leichten, flimmernden, immer von leisem Rausch angehauchten Luft dieser Stadt, deren Leben selbst ein athemloses blindes Spiel zu sein scheint. Rilke beschreibt eine „Spanische Tänzerin“. Man sieht diesen Tanz, der zuende Flamme ist, hört das stachelnde Klappern der Kastagnetten, fängt die herrisch hochmüthige Geberde und zuletzt das süß grüßende Lächeln auf. Die ganze Pracht der Klasse lodert in den Versen. Er schildert in dem Gedicht „Der letzte Graf von Brederode entzieht sich türkischer Gefangenschaft“ eines Helden Flucht:

„Bis der Fluß  
aufrauschte nah und blitzend. Ein Entschluß  
hob ihn sammt seiner Noth und machte ihn  
wieder zum Knaben fürstlichen Geblütes.  
Ein Lächeln adeliger Frauen goß  
noch einmal Süßigkeit in sein verträutes,  
vollendetes Gesicht. Er zwang sein Roß,  
groß wie sein Herz zu gehn, sein blutdurchglühtes:  
es trug ihn in den Strom wie in sein Schloß.“

Sieht man nicht diese straffe Bewegung, die das Pferd in den Fluß führt,  
das heroisch stolze Sterben Zweier? Er beschreibt den „Fahnenträger“, der  
die Fahne feierlich und liebevoll vor sich trägt, wie eine Frau. Er ist der  
Muth und die Treue selbst; er darf sie nicht verlassen. Nur in der Schlacht

„dann darf er sie abreißen von dem Stocke,  
als riß' er sie aus ihrem Mädchenthum,  
um sie zu halten unterm Waffenrocke.“

„Die Erblindende“ beschreibt er, zuerst, wie sie ihre Tasse faßt, ein Wenig  
anders als die Anderen, dann ihr Lächeln, „es that fast weh“, zuletzt ihr  
Gehen durch die Zimmer

„als wäre Etwas noch nicht überflogen,  
und doch: als ob, nach einem Uebergang,  
sie nicht mehr gehen würde, sondern fliegen.“

Den „Banther“ hinter Gitterstäben:

„Der weiche Gang geschmeidig starker Schritte,  
der sich im allerkleinsten Kreise dreht,  
ist wie ein Tanz von Kraft um eine Mitte,  
in der betäubt ein großer Wille steht.“

Niemals ist der Rhythmus eines Ragenleibes mit so sicheren Strichen errafft  
worden. Dann aber die serenem Züge der Venus, die aus den Wellen steigt,  
die unsicheren Schritte Gurydites . . . Eine Flucht von Bildern und Gestalten,  
deren Schönheit strahlt. Sie strahlt von Nacktheit, von Reinheit, von unver-  
wundtem Leben. Sie ist aus der Realität geschöpft; ein erhobener Verismus.  
Gewiß stilisirt, was aber die Unmittelbarkeit nicht abschwächt, sondern steigert.  
Jede Kunst, die dem Wesentlichen nachgeht, gelangt zur Stilisirung.

Was ehemals Melodie war, Wohlklang und nichts als Wohlklang, ist  
nun Linie, Bewegung. Und da alle Harmonie, auch die der Formen, Musik  
ist, ist auch hier wieder Musik; Musik, nicht nur Wohlklang. Das Singen  
der Dinge selbst, nicht das Singen über die Dinge. Nicht die „beseelte“ Natur,  
sondern die Seele der Natur selbst. Die Andacht vor dem Traum ist eine  
Andacht vor den Dingen geworden. \*)

Wien.

Camill Hoffmann.

\*) Rilkes „Neue Gedichte“ sind im Leipziger Inselverlag erschienen.

## Brigantaggio. \*)

Unter den Großmächten dieser Erde ist vielleicht eine der größten die Macht  
der Gewohnheit. Was hätte man in Mitteleuropa zu reden gehabt, wie  
viele Spalten hätten die Blätter den Zuschriften ihrer Abonnenten gewidmet, wenn  
das vorgefaßte wäre, was ich in Reggio am letzten Abend meines dortigen Auf-  
enthalts erlebte! Und was thaten die Leute in Reggio?

Ich war just eingeschlafen (und habe einen leichten Schlaf: Das gebe ich  
zu). Aber auch wenn ich mitten im tiefsten Schlummer gelegen hätte, ich hätte  
aufwachen müssen. Ich fuhr auf und rief? „Cosa?“ Antwort gab mir der wüste  
Klappertanz meines gesammten Wackgeschirres; und als nun noch mein Bett mit  
mir heftig zu turraen begann, zweifelte ich nicht mehr: Das war ein niedliches  
kleines Erdbeben, vielleicht der Vorbote eines großen. Es fiel mir aber nicht ein,  
anzuflehen, Alarm zu schlagen, zu fliehen. Es war ja friedlich still ringsum.  
Keiner schien sich um das Beben zu kümmern. Eine Viertelstunde lang lag ich  
und wartete, ob nun gewaltige Stöße kämen und Reggio wieder einmal wankte.  
Nichts. Im Warten schlief ich gemüthlich ein und schlummerte süß, bis mich  
der Hausknecht um halb sieben Uhr morgens weckte. Ich fragte sogleich, was  
denn nach Elf losgewesen, ob er nichts vom „terremoto“ verspürt habe. O Du  
heilige Großmacht der Gewohnheit; er ahnte nichts! Oder hatte ich mich ge-  
täuscht? War ich einem Traum zum Opfer gefallen? Den bejahrten Kutcher, der  
mich und mein Gepäck zum Bahnhof brachte, fragte ich bang. Aber der Ehren-  
mann wußte, was sich begeben hatte; es war also doch kein Traum gewesen.  
Mit gemüthlichem Lachen erzählte er:

„Ja, es war ein Erdstoß, aber so wenig! Im Süden, gegen Capo Sparti-  
vento, hat man es stärker gespürt. Die Herren Reisenden, die gerade mit dem Zug  
ankamen, haben erzählt, daß sie es ordentlich in den Wagnen gefühlt haben.“

Nun ja: damit man sich in Reggio aufrege, muß es schon ärger kommen;  
faulheid. Die Großmacht der Gewohnheit thut's. Ich aber verließ um acht Uhr  
Reggio mit dem verpflichtenden Bewußtsein, daß diese Stadt mir während meines  
kurzen Aufenthaltes das „Veste“ geboten, das sie zu bieten hatte.

Und nun ging's die Bestkäfte aufwärts. Das Land zeigte sich mir als  
blüthenreichen und fruchtenschweren Garten. In Lichtem Goldschein blinkten aus dem  
Laubwerk Hunderte von Bäumen Riesencitronen, dunkelgoldig glühten die Kugeln  
der Orangenfrüchte, Maulbeerbäume schwenkten ihre langhieligen Blätter, Man-  
deln wurden geerntet, junge Feigen zeigten schlichtern ihr tiefdunkles Grün und  
über dem Ball der Pelargonien prangten in feurigerem Roth Granatblüthen an  
den Ästen. Und immer im Westen die kaum bewegte See, die der großen Halb-  
insel Geschichten von der kleineren Insel dort drüben raunend erzählte und ver-  
rätherisch drüben das gleiche Spiel trieb.

Scilla! Den Ausruf des Namens empfand ich geradezu wie ein Ereigniß.  
So tief auch das Interesse für Weltgeschichte in mir wurzelt: ich spürte so recht,  
daß die Mythen, die man in jungen Jahren aufnimmt, viel, viel stärker in Geist

\*) Aus dem im Wiener Verlag „Lumen“ erscheinenden illustrierten Buch „Armes  
Kalabrien!“, das den Verfasser des Romans „Christus, nicht Jesus“ in neuem Licht zeigt.